

Im Finstern.

Novellette von **Otto Behrend.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

John hatte während unserer Schlittenfahrt das leichtsprudelnde, humoristische Element abgegeben, dessen überspringende Funken wir beiden anderen gern auffingen und im eigenen, sowie zum allgemeinen Nutzen verwendeten. Es traten nämlich zwischen uns bisweilen plötzlich kurze Stockungen oder Unsicherheiten in der Unterhaltung ein, wie beim Suchen nach einem richtigen, nicht gleich sich bietenden Ausdruck, oder beim nicht sehr glücklichen Verbessern einer nicht so ganz gefallenden, vielleicht zu mißdeutenden Redewendung, wie es mitunter von Menschen geschieht, denen darum zu tun ist, ihre Worte vor dem Aussprechen unvermerkt schnell noch ein wenig auf die Wagschale zu legen. Bei mir war dies ja erklärlich, und bei Fräulein Inez deutete ich es so, als habe ich doch vielleicht schon gegen meinen Willen gelegentlich etwas durchblicken lassen, was ihr Vorsicht anempfahl. Wie seltsam beeinflußt sind doch oft in gewissen Lebenslagen die Gedanken und Schlüsse, wie so ganz subjektiv nur nach den eigenen Absichten gedreht und gedeutet!

Um halb neun Uhr Abends waren wir noch einmal zu einem Abschiedsmahl bei Wittenhagen eingeladen. Ich packte meinen Koffer, denn anderen Morgens zeitig sollte es auf die Reise gehen, und machte Toilette.

Kurz nach acht Uhr kam ich ins Wohnzimmer und traf Frau Lilli schon fix und fertig an.

Sie gebrauchte nämlich zu ihrer Toilette nie lange Zeit. „Das geht hui, hui bei ihr," sagte Harald einmal, „dabei kann ich nicht mitmachen." Er war, was seinen äußeren Menschen anbetrifft, sehr peinlich und etwas langsam. An der kleinen Frau aber bemerkte man auch nie eine Nachlässigkeit; es ging ihr eben glücklich von der Hand.

„Ich sitze schon ganze fünf Minuten hier und warte auf Sie oder Harald. Nur gut, daß Sie wenigstens etwas flotter beim Scheitelziehen sind als Harald, aber Ihr Schlips sitzt um ein Viertelszentimeter zu weit nach links." Sie neckte mich gern.

„Soll gleich verbessert werden, verehrungswürdige Gastfreundin," sagte ich und trat vor den Spiegel. „So, finde ich nun Gnade?" Ich wendete mich ihr wieder zu und strich wie ein schneidiger Leutnant mit dem Taschenbürstchen über Haar und Bart.

„Spielen Sie mir mal was als Reif-Reiflingen vor," lachte sie. „Sie machten eben ganz das richtige „anjenehme Schwerenöterjesicht" dazu."

„Wer die Braut heimführt, ist unter Kameraden ja janz ejal," schnarrte ich, „doch mit Verlaub, Frau Lilli, was ich Sie immer schon einmal fragen wollte" — meine Gedanken machten einen plötzlichen Sprung — „warum ist Ihre Schwester eigentlich noch nicht verheiratet?"

Sie sah mich mit einem schnellen Blicke an. „Inez?" fragte sie, wie um Zeit zur Überlegung zu gewinnen; sie schwankte augenscheinlich, ob sie scherzhaft oder ernst auf diese unerwartete Frage antworten solle. Sie wählte einen Mittelweg und entgegnete: „Weil es keinen Mann gibt, der gut genug für sie ist," und überließ es mir, mit diesem dunklen Orakelspruch mein Abkommen zu treffen.

Wir nahmen den scherzhaften Ton wieder auf, doch mir ging nicht aus dem Kopf: „Weil es keinen Mann gibt, der gut genug für sie ist." Niederträchtig harte Nuß! War das des sanften Fräulein Inez eigene hochfahrende Ansicht oder drückte es nur Frau Lillis rein persönliche Hochschätzung der Schwester aus? Zum ungestörten Nachdenken darüber kam ich selbstverständlich nicht, nur als ich mit Winters zu Wittenhagen ging, fand ich unter klarem Sternenhimmel ein paar Minuten dafür, die aber nicht ge-



Die Teilnehmer an dem Winzerzug des Bürgerspitals zum heiligen Geist in Würzburg. (S. 396)
Nach einer Photographie von R. Gundermann, Hofphotograph in Würzburg.

nügten, um irgend ein brauchbares Ergebnis zu erhalten.

Als ich dann Fräulein Inez als guter Bekannter mit festem Händedruck begrüßte und ihr in die Augen sah, neigte auf der schwankenden Wage meiner Gedanken die Schale mit dem „Hochmut" sich langsam zum Verschwinden, doch nicht so bestimmt, daß ein Schwanken ein für allemal beseitigt worden wäre. Und ich befand mich wieder in einem Zweifel, der bisher seit der Überlegung am Morgen gebannt geblieben war.

In einen eigenen Zwiespalt versetzte mich auch die Umgebung, in der ich mich bald darauf befand. Außer den mir herzlich befreundeten Familienmitgliedern waren noch einige andere Gäste geladen worden, die mir nur flüchtig oder gar nicht bekannt waren: Onkel Ludwig, der Amerikaner, ein Bruder der verstorbenen Frau Wittenhagen, ein älterer jovialer Junggeselle, den ich bei einem Besuch der Börse kennen gelernt hatte; dann Tante Marie, Wittenhagens ältere verwitwete Schwester, eine liebe Dame, der ich im Theater vorgestellt worden war; und schließlich Herr Hinrich Weber und Frau. Weber nahm in der Firma, in der er seit länger als fünfundzwanzig Jahren tätig war, die Vertrauensstellung eines Prokuristen ein.

So stand ich allein in diesem Kreise als Fremder und wiederum auch nicht nach dem engen Verkehr mit der Mehrzahl der Anwesenden in den letzten Tagen und bei der herzlichen Vertrautheit, mit der mir alle begegneten.

Und dann bedrückte mich die Pracht, die überall im Hause herrschte und mir niemals so aufgefallen war wie an diesem Abend. Ich war doch auch nicht in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, aber ein solcher Luxus in Möbeln, Teppichen, Bildern und Kunstwerken war mir neu.

Ohne lange Vorrede setzten wir uns bald zu Tische. Allein das Silber auf der Tafel stellte ein Vermögen dar.

Wie ist es möglich, daß ein solches Mädchen wie Inez, aus solchem Hause, mit fünfundzwanzig Jahren noch unverheiratet ist? Die Frage kam mir unwillkürlich mit allem, was ich darüber schon gedacht hatte, und was ein Mensch überhaupt darüber denken kann, wieder. Doch ich wollte mich keinen Erwägungen mehr hingeben, wollte diesen Abend noch ungestört genießen. Mit einem ärgerlichen Stirnrunzeln jagte ich meine Gedanken zurück und wendete mich mit besonderer Liebenswürdigkeit an Fräulein Inez, die mir zur Linken saß; rechts war Papa Wittenhagen mein Nachbar, die Längsseite gegenüber nahmen Frau Weber, Onkel Ludwig, Tante Marie und Harald ein, unten thronte Lilli, John und Herr Weber schlossen die Runde.

Das Mahl war vorzüglich, die Weine riefen bald eine fröhliche Stimmung hervor, an der es, da Onkel Ludwig, John und Lilli zugegen waren, auch ohnedies wohl nicht gefehlt haben würde.

Ich beteiligte mich, wenn das Gespräch allgemein war, ich ließ auch Herrn Wittenhagen sicherlich nicht zu kurz kommen, aber am meisten widmete ich meine Unterhaltung doch der Tochter des Hauses. Bei allen Göttern, sie war schön, besonders jetzt, wo die Nachwirkung der fröhlichen Schlittenfahrt, der gute Wein und was weiß ich sonst ihre Wangen mit zartem Rot überhauchten. Sie sprach gern mit mir, das merkte ich an allem, und doch war sie manchmal auch nach ihrer Gewohnheit eine Weile schweigsam. Auch dann betrachtete ich sie gern, so weit ich es unbemerkt glaubte tun zu können.

„Mensch, wohin steuerst du wieder?" sprach ich zu mir, während gerade Onkel Ludwig der Tafelrunde eine lustige Geschichte zum besten gab, der ich erst nur halbes, dann gar kein Gehör mehr schenkte. „Du bist ja auf bestem Wege, dich ernstlich zu verlieben; du steuerst ja schon gar nicht mehr, du treibst ja willenlos im Strudel!"

Ein allgemeines Gelächter riß mich aus meinen Träumen, Onkel Ludwig hatte mit glücklicher Pointe seine Geschichte beendet, ich stimmte noch halb geistesabwesend mit ein, unwillkürlich griff ich zum Glase und erhob es schon halb zum Zutrinken aus alter studentischer Gewohnheit, doch etwas betreten ließ ich es sofort wieder sinken, denn niemand dachte daran, dem fröhlichen Erzähler zuzutrinken, das war hier nicht Sitte. Ich sah umher, ob jemand es bemerkt habe. Frau Lilli — natürlich. „Prosit, Herr Doktor!" rief sie mir über den Tisch zu. „Sie wollten mir doch eben ein Glas weihen, nicht wahr?"

Wir saßen schon bald zwei Stunden bei Tafel, als eine prächtige Eistorte anzeigte, daß ich nicht mehr allzu lange Seite an Seite mit Fräulein Inez sitzen würde.



Prinz Humbert von Piemont, italienischer Thronfolger. (S. 396)
Nach einer Photographie von Guigoni & Bossi in Mailand.

Der Champagner perlte in den hohen, geschliffenen Kelchen. „Auf das Wohl meiner lieben Gäste!" sprach Herr Wittenhagen in einfachster, herzlicher Weise. Wir alle erhoben uns, die Gläser klangen zusammen — da plötzlich flackerte das Gas ein paarmal unruhig, die Flammen sanken zusammen, sie rafften sich noch einmal auf, aber nur um jählings wieder zu verschwinden und uns alle in tiefster Finsternis zurückzulassen.

„Es ist wahrscheinlich etwas an der Gasuhr nicht in Ordnung, vielleicht der plötzliche strenge Frost," hörte ich John sagen. „Ich werde selbst nachsehen, Papa, und Friedrich gleich mit Licht schicken."

Wieder eine Stille. Ich wußte, daß Inez neben mir stand, noch vor wenigen Sekunden hatte ich in ihr schönes Auge geblickt — o wenn ich sie jetzt an mich zöge, die Einzige, die Heißgeliebte, ich dachte es im verwegenen Wunsche — da fuhr ich im tödlichen Erschrecken zurück, denn leise, aber doch deutlich vernehmbar, erklang der Laut eines Kusses durch den Saal.

Da öffnete sich die Tür des Nebenzimmers, und Friedrich erschien mit einem brennenden Kronleuchter. Es standen noch alle, wie sie von der plötzlichen Finsternis überrascht worden waren; auf Herrn Wittenhagens Stirn lag eine finstere Falte, Onkel Ludwig machte ein ganz verteufelt maliziöses Gesicht, sein Mund war gespitzt, als ob er pfeifen wollte, Tante Marie hatte rosenrote Wangen, Harald lachte und sah Lilli an, ich sah alles mit blitzschnell umherschweifenden Augen. Es herrschte eine fürchterliche Stille, mir hob und senkte sich die Brust, als müsse sie sich von etwas Unerhörtem freimachen, auf Inez wagte ich gar nicht zu sehen; die wenigen Sekunden dieses erdrückend peinlichen Schweigens schienen mir eine Ewigkeit. Da brach Lillis etwas unsichere Stimme den Bann.

„Warum seid ihr denn alle so still? Ich habe ja nur Harald einen Kuß gegeben."

„Huit!" flötete Onkel Ludwig los.

„Du loses Kind!" flüsterte Tante Marie zu ihr hinüber. Herr Weber hüstelte verlegen.

„Also nochmals das Wohl meiner lieben Gäste!" sprach Herr Wittenhagen mit fester, aller Aufmerksamkeit fordernder Stimme.

Wiederum klangen die Gläser zusammen, ich stieß wiederum auch mit Inez an, unsere Augen trafen sich für eine Sekunde und doch für lange genug, ehe sich die Lider wieder darüber senkten. Ihre Wangen waren blaß, ihre zarte Gestalt zitterte, doch um die Mundwinkel zuckte es seltsam.

John kam wieder herein, er hatte den Fehler an der Gasuhr abgestellt; bald strahlte der Saal wieder in voller Helle, und schnell schwand auch die leichte Bedrückung, die sich auf alle gelegt hatte. Wir blieben noch lange fröhlich zusammen, aber mit Fräulein Inez sprach ich nur wenig mehr. Was hätte ich hier auch mit ihr sprechen sollen?

Beim Abschied reichte ich Inez die Hand, ich hielt sie ein wenig länger als nötig. Da hob sie zu mir die Augen, unsere Augen begegneten sich, wortlos drückte ich einen Kuß auf ihre Hand. Nur langsam zog sie die Hand zurück, leicht neigte sie den Kopf.

Frühmorgens reiste ich nach München ab. Mein erstes nach meiner Ankunft in der kalten, ungemütlichen Junggesellenbehausung war, daß ich einen Brief an Fräulein Inez Wittenhagen schrieb. Wenige Tage darauf hatte ich ihr Jawort, und jetzt ist sie seit langem meine liebe Frau und die glückliche Mutter meiner beiden herzigen Buben.

Aber wer weiß, ob das alles so gekommen wäre, wenn nicht wiederum ein Kuß im Finstern den Ehestifter gespielt hätte.

Ende.

Ladislaus Hatfalussy.

Eine Budapester Geschichte von **M. Liebermann.**

1.

Ladislaus Hatfalussy ergreift Hut und Stock und verläßt froh und leicht das Bureau.

Während er über den Giselaplatz und die Waiznergasse geht, begegnet ihm eine Menge bekannter Menschen. Lächelnd zieht er jedesmal den Hut und geht weiter, ehe sie Zeit finden, ihn anzusprechen.

Nur einmal macht er eine Ausnahme, als er bemerkt, wie ein kleines, niedliches Frauchen seinetwegen den Schritt hemmt. Da muß er stehen bleiben, es ist Herzenspflicht. Ist sie doch die beste und einzige Freundin seiner verstorbenen Frau gewesen. Bei ihr hatte er damals seinen ersten, heißen Schmerz ausgeweint. Sie hatte die Tränen gesehen, die er vergossen über den Tod des reizenden Wesens, das ihm nach kaum zweijähriger Ehe entrissen worden war.

Beschießung der Huller Fischerboote durch die baltische Flotte bei der Doggerbank. (S. 393)

„Man bekommt Sie ja gar nicht mehr zu sehen, Hatfalussy," sagt die kleine Dame und kräuselt die Stirn in einem mißratenen Versuche, bös auszusehen.

„Gnädige Frau, wenn Sie wüßten, wie sehr ich mit Arbeit überbürdet bin, Sie würden mir verzeihen. Aber diese Woche noch komme ich zu Ihnen. Vielleicht am Donnerstag. Komme ich da gelegen?"

„Ei, freilich," ruft sie schnell versöhnt. „Die Kinder werden Sie aber kaum noch erkennen."

„Na — na, Sie übertreiben, Gnädigste! Es kann ja doch nicht so schrecklich lange her sein, daß ich sie sah."

„Ach, Kinder vergessen schnell, und mindestens ein halbes Jahr haben Sie uns nicht mehr besucht. Sie werden sich wundern, Hatfalussy. Lili läuft schon und hat fast alle Zähnchen. Und Karoly, ach, das ist ein süßer Junge! — So groß!" Sie hielt die Hand über den Boden in einer Höhe, die der junge Herr v. Hollay vielleicht in fünf bis sechs Jahren erreichen konnte, wenn er sich mit dem Wachsen beeilte.



Hermann Ritter v. Pfaff,
der neue bayrische Finanzminister. (S. 396)
Nach einer Photographie von Ad. Baumann, Hofphotograph in München.

Hatfalussy empfiehlt sich hastig mit dem Versprechen, sich am Donnerstag das Elfenkind Lili und den Riesenbuben Karoly anzuschauen. Er kennt Frau Jolan v. Hollay. Wenn die erst anfängt, von ihren Kindern zu sprechen, hört sie so bald nicht auf. Die Schilderung der seelischen und körperlichen Eigenschaften von Lili und Karoly haben ihn schon gerade lange genug aufgehalten, und seine Freundin hat noch zwei Kinder. —

Mit verdoppelter Eile kreuzt er durch die kleinen, wirren Gassen der inneren Stadt und steht endlich vor seinem Hause.

Langsam steigt er nun zwei Stockwerke empor.

Vom letzten Treppenabsatz an wird eine singende Stimme hörbar. Immer deutlicher klingen die Töne. Jetzt kann er auch das Geräusch der Nähmaschine, welche die Begleitung dazu klappert, unterscheiden und die Worte verstehen:

„Frei von allem Erdentriebe,
Wie das Himmelslicht erhaben
Und im Herzen tief begraben,
Heg' ich eine reine Liebe."

Als er auf den Gang hinaustritt, welcher rund um die Hoffenster und -türen läuft, tönt es ihm aus einem dieser Fenster immer leiser, immer melancholischer nach:

„Und im Herzen tief begraben ..."

Hatfalussy legt in seinem Vorzimmer ab, dann tritt er wieder hinaus auf die Galerie und lauscht. Seine Miene verfinstert sich ein wenig.

Da — wieder:

„Und im Herzen tief begraben,
Heg' ich eine reine Liebe."

Glockenhell hat sich die Stimme der unsichtbaren Sängerin erhoben.

Hatfalussy kennt sie: das ist Margit Marianyi, die Tochter des Finanzdirektors drüben.

Verwünscht! Wird sie denn dieses Liedes nie satt werden?

Mit einigen großen Schritten steht er vor dem Fenster. Sein Schatten fällt ins Zimmer und läßt das junge Mädchen rasch aufschauen.

„Fräulein Margit, Sie haben unseren Spaziergang vergessen!" ruft er vorwurfsvoll.

„O nein. Sie sehen, wie sehr ich mich beeile, meine Bluse fertig zu machen."

„Es ist schon halb sieben Uhr, Sie werden also diese Bluse schwerlich noch anziehen können."

„Ganz gewiß. Sehen Sie, sie ist gleich fertig!"

Dabei hält sie ihm ein rosafarbiges Kleidungsstück entgegen, an dem er nichts wahrnimmt als zwei baumelnde Ärmel und einige Kilometer schwarzen schmalen Bandes, das in allerlei verschlungenen Arabesken darauf genäht ist.

„Muß es denn gerade diese Bluse sein?" fragt er seufzend. „Ich habe mich so sehr beeilt, und wir könnten heute eine halbe Stunde früher fortgehen als sonst — mit einer anderen Bluse."

„Nein, nein. Ich habe rein gar nichts zum Anziehen, ich muß unbedingt fertig werden."

Er lacht. „Das sagen Sie immer, seit ich Sie kenne, und sehen immer so reizend aus, zum — zum — Malen!"

Sie näht wieder eifrig darauf los.

„Fräulein Margit!"

„Herr v. Hatfalussy?"

„Warum haben Sie vorhin wieder das abscheuliche Lied gesungen, das ich nicht leiden mag? Sie haben mir doch versprochen —"

„Weil ich nicht wußte, daß Sie schon kommen würden. Sie sind ja heute bedeutend zeitiger gekommen als sonst."

„Hatten Sie Besuch?"

„Nein — das heißt — Nachmittags war Barnady einen Moment da."

„Ich kann diesen Menschen nicht ausstehen!" stößt er unwillkürlich hervor.

Sie wird rot, und ihr Mund zittert, als wolle er ein heftiges Wort sprechen. Dann

lächelt sie. „Ich auch nicht. Was soll man aber tun, um ihn los zu werden?"

Hatfalussy gibt keine Antwort. Einige Minuten vergehen schweigend. Dann erhebt sie sich von ihrem Platze und schüttelt die Fleckchen und Fäden von ihrer weißen Schürze auf den Fußboden.

„Ich bin fertig, Herr v. Hatfalussy. Ich bin fertig," triumphiert sie. „Nun rasch."

„In einer Viertelstunde bin ich wieder bei Ihnen, Fräulein Margit. Auf Wiedersehen!"

Sie schließt das Fenster und nickt ihm durch die Scheiben noch einmal lustig zu.

Hatfalussy geht zu seiner Wohnungstür, die sich auf demselben Gange befindet. Eine alte Frau, die für die Überlassung der Küche und eines kleinen Zimmers die übrigen Räume in Stand hält, öffnet ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Anläßlich des vorzüglichen Ausfalls der diesjährigen Weinlese veranstaltete das **Bürgerspital zum heiligen Geist in Würzburg**, einem alten, aber lange nicht mehr geübten Brauche folgend, einen **Winzerzug**. Er bestand aus einer großen Schar laubbekränzter Winzer und Winzerinnen mit Wagen, auf denen Kufen voll süßen Mostes standen, umschwärmt von allerlei vermummten Gestalten, welche die neckischen Geister des gärenden Mostes darstellen sollten. Durch mehrere Hauptstraßen der Stadt begab er sich nach dem Ulmerhof, wo er sich auflöste. — Nach langem Harren ist dem italienischen Königspaare im Schlosse Racconigi in Piemont am 16. September 1904 ein Sohn geboren worden, der nach seinem Großvater den Vornamen **Humbert** und den Titel eines **Prinzen von Piemont** erhielt. Der junge **Thronfolger** ist gesund und kräftig. Er hat, wie bekannt, bereits zwei ältere Schwestern, die Prinzessinnen Jolanda und Mafalda. — Die Beschießung der **Huller Fischerboote** durch einen Teil der **baltischen Flotte**, wobei der Fischdampfer „Crane" sank, die Fischdampfer „Mino", „Moulmein", sowie eine Anzahl kleinerer Segelboote beschädigt, zwei Menschen getötet und achtzehn mehr oder minder schwer verletzt wurden, hat überall gewaltiges Aufsehen, in England große Entrüstung hervorgerufen. Es handelt sich unzweifelhaft um einen beklagenswerten Irrtum, der durch die gänzlich unbegründete Furcht der Russen vor einem japanischen Torpedobootangriff in der Nordsee hervorgerufen worden ist. — Der neue bayrische Finanzminister, **Hermann Ritter v. Pfaff**, ist am 20. August 1846 zu Nürnberg geboren, widmete sich dem Fiskaldienste und wurde 1883 als Regierungsrat in das Finanzministerium versetzt, wo er 1890 zum Oberregierungsrat und drei Jahre später zum Ministerialrat vorrückte. Auch schriftstellerisch hat er sich auf finanzwissenschaftlichem Gebiete betätigt.

Überfahrt auf einer Drahtseilbahn über die Marunschlucht (Sierra Leone).

(Mit Bild.)

Der modernen Technik ist die Drahtseilbahn ein vielverwandtes Hilfsmittel beim Bau von Brücken und Viadukten. Eine besonders kühne Anlage dieser Art zeigt unser Bild: die Drahtseilbahn, deren sich die Ingenieure beim Bau der Eisenbahn in Sierra Leone, der bekannten britischen Kolonie in Westafrika, zum Überschreiten der Marunschlucht bedienten. Diese breite und tiefe Schlucht befindet sich in der Nähe von Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone. Die Bahn von hier ins Innere überschreitet jetzt die Schlucht auf einem riesigen Viadukt, der von Pfeilern in Eisenkonstruktion getragen wird. Die Drahtseilbahn, die den Ingenieuren und ihren Arbeitern den Verkehr von einer Seite der Schlucht zur anderen erleichterte, war von einfachster Konstruktion, und die Fahrt auf der kleinen Plattform durften nur ganz schwindelfreie Leute wagen.



Überfahrt auf einer Drahtseilbahn über die Marunschlucht beim Eisenbahnbau in Sierra Leone.

Festnahme einer Ladendiebin.

(Mit Bild auf Seite 397.)

Mit der weit verbreiteten Zunft der Ladendiebinnen haben alle Geschäftsleute in größeren Städten, namentlich in einer Weltstadt wie Berlin, zu kämpfen. Man unterscheidet dabei zwei Arten: die gewerbsmäßigen Diebinnen und die Gelegenheitsdiebinnen. Letztere gehören oft Gesellschaftskreisen an, in denen man derartige verbrecherische Neigungen nicht voraussetzen sollte. Ihr natürliches feines Auftreten schützt sie vor Verdacht, und der gewiegte Geschäftsmann, der die auch oft sehr nobel auftretenden gewerbsmäßigen Diebinnen mit scharfem Blick erkennt, ist oft aufs höchste überrascht, wenn ihm die Kriminalpolizei nach langen Beobachtungen eine von ihm sehr geschätzte „gute Kundin" als diejenige vorführt, die seit geraumer Zeit sein Warenlager mit ungeheurer Verschmitztheit geplündert hat. Ein überaus günstiges Feld für derartige Diebereien bieten die großen Warenhäuser mit ihrem gewaltigen Verkehr.

Inkognito.

Historische Skizze von **A. D. Borum**.

(Nachdruck verboten.)

In der geräumigen Halle des uralten Prämonstratenserstiftes in Doxan spielte eine kleine Gesellschaft Karten. Der Administrator hatte eben seinen kleinen Gewinn eingestrichen und empfahl sich, eine wichtige Geschäftsangelegenheit vorschützend. Auch der Justizreferent Baron Vorneberger erhob sich, um



Festnahme einer Ladendiebin in einem großen Berliner Warenhaus. (S. 396)

den Administrator zu begleiten. Es blieben nur noch zwei junge Leute am Tische.

Baronesse Alma war das Mündel und eine entfernte Verwandte des Justizreferenten, eine schmächtige, zierliche Modedame mit hoher französischer Frisur und faltigem Rokokokleid jener Zeit. Des Lebens Mai mochte sie bereits überschritten haben, doch verstand sie das sehr gut zu maskieren, wenigstens schwor ihr Partner auf ihre Jugend und Schönheit den kräftigsten Soldateneid.

Der Kapitän Jakob v. Wimmer von dem nach dem Teschener Frieden im Jahre 1779 aufgelösten Nesselrodeschen Freikorps wagte es noch nicht, dem Geplänkel der rasch aufgeblühten Neigung zu seiner Base eine Erklärung folgen zu lassen, wiewohl die Baronesse täglich und stündlich darauf wartete. Denn Vetter Jakob war reich, und wenn er eine Wiederanstellung in der österreichischen Armee als Offizier suchte, so war es nur, um seinen Diensteifer zu betätigen.

Vorläufig hatte er die Einladung des Barons Vorneberger angenommen und wohnte auch in dem großen abgesonderten Raume, den das Kloster als Dienstwohnung dem Justizreferenten zugewiesen hatte, ritt aber täglich nach dem kaum eine Wegstunde von Doxan entfernten Zusammenfluß der Elbe und Eger, wo Kaiser Joseph II. eine neue starke Festung anlegen wollte, die eben zu bauen begonnen wurde. Dort suchte Wimmer, als Volontär arbeitend, seine militärischen Kenntnisse in der Fortifikation und Ingenieurkunst zu vervollkommnen.

Heute regnete es unaufhörlich, drum blieb er zu Hause und legte jetzt die Hände auf die gemischten Karten.

„Hören wir auf zu spielen, meine Gedanken sind nicht bei der Sache," sagte er.

„Wo sind sie denn, Vetter?" fragte die Baronesse kokett lächelnd.

„Sehr nahe. Doch nennen Sie mich nicht Vetter, Alma!"

„Warum denn nicht?"

„Weil ich gerne einen anderen Titel von Ihnen hören möchte."

„Oho!"

„Nennen Sie mich Jakob."

„Jakob?" Das Fräulein blickte ihr Gegenüber schelmisch an und sagte: „Also gut: Jakob."

Der junge Offizier ergriff plötzlich ihre Hände, drückte feurige Küsse darauf und schaute begehrend in die hellen grauen Augen Almas.

„Das ist ja ein förmlicher Überfall, Herr Kapitän!" wehrte sich das Fräulein.

„So darf ich hoffen? — Darf ich wagen?"

„Habe ich es Ihnen nicht schon längst gesagt?" lispelte die Baronesse mit niedergeschlagenen Augen.

„Wie, Fräulein Alma, Sie hätten —?"

„Sie waren doch in Frankreich als Soldat. Haben Sie niemals von der Sprache der Schönheitspfläſterchen gehört, die am dortigen Hofe so sehr im Schwunge ist?"

„Das ist mir völlig neu."

„Sie Bär!" schalt Alma mit der neckischen Grazie, die damals Mode war, schritt dann zum geöffneten Piano und einige Akkorde anschlagend, summte sie mehr als sie sang:

„Ein Pünktchen klein und schwarz und rund
Am Kinne oder an dem Mund
Und rechts, sagt: Höre meine Bitte.
Doch links und gar erst in der Mitte
Wehrt ab: Vergebens ist dein Streben,
Was du verlangst, ich kann's nicht geben!
Ein Pünktchen an dem Augenbogen:
Ich fühl' zu dir mich hingezogen.
Doch ist es näher an den Ohren,
Verkündet's: Hoffen ist verloren.
Ist's aber mitten auf den Wangen,
Ruft es: Gewährt sei dein Verlangen!"

Die Baronesse stützte nach verklungenem Liede den Ellbogen der linken Hand auf die Tasten und das schmale Gesichtchen so in die Hand, daß wie unabsichtlich der ausgestreckte Zeigefinger auf dies schwarze Scheibchen an dem Augenbogen wies; die rechte Hand hing nachlässig hinunter.

Mit einem Jubelschrei war der Kapitän zu ihren Füßen niedergestürzt, wie das damals ebenfalls Mode war, und bedeckte ihre Rechte mit heißen Küssen. Und als er fühlte, wie ein leiser Atem seine Haare fächelte, wie sich zwei Lippen sachte auf seinen Scheitel drückten, da sprang er auf und zog das geliebte Mädchen leidenschaftlich an sich.

Da riß sich die Baronesse plötzlich los, eilte zur Ausgangstür, hielt erst vorsichtig warnend den Finger an die Lippen, warf dann dem Kapitän ein Kußhändchen zu und verschwand.

In der Tür stand plötzlich Baron Vorneberger.

„Ei, lieber Kapitän, was haben Sie da auf dem Boden gesucht?" fragte er.

Wimmer blickte verblüfft auf, doch faßte er sich schnell.

„Ein Herz habe ich gesucht und habe es gefunden, Herr Justizreferent. — Lassen Sie mich ein wenig an die Luft, ich bin zu glücklich, ich muß austoben."

Und fort war der junge Soldat, an dem in der Türe stehenden alten Herrn vorüber.

„Hm, hm," murmelte dieser. „Macht sich gut die Sache! Der Goldkarpfen hat angebissen."

Wimmer kam nach etwa einer Stunde zurück. In seinem Zimmer hatte er sorgfältige Toilette gemacht. Alma trat ihm mit gewinnendem Lächeln entgegen, mitten auf ihrer Wange glänzte ein neckisches Pfläſterchen, förmlich zum Verlobungskusse einladend. Der Kapitän war gefangen, die Verlobung wurde bei feurigem Melniker geschlossen. —

Der nächste Tag bot eine Überraschung. Der Postreiter des Stiftes brachte von der Poststelle einen Brief an den Justizreferenten. Das Papier war sogenanntes Hofkanzleiformat mit dem Doppeladler, aber Schrift und Unterschrift so unleserlich, daß letztere absolut nicht zu entziffern war.

Aber was kümmerte dies den Baron. Von einem seiner vielen Freunde aus Prag kam das Schreiben jedenfalls; von welchem, das war angesichts des besonderen Inhaltes vorderhand gleichgültig.

Es lautete:

„Glückspilz! Unter strengster Diskretion teile ich Dir die aus bester Quelle stammende Nachricht mit, daß in allernächster Zeit Seine Majestät einen seiner beliebten Inkognitoausflüge in die dortige Gegend — wahrscheinlich zur Besichtigung der Fortifikationsbauten — machen und hierbei im Stifte absteigen wird. Alles im tiefsten Inkognito. Sei klug und wahre Dein Interesse; die Tage des Klosters dürften gezählt sein. Wenn es Dir gut geht, denke an Deinen u. s. w."

Richtig erschien einige Tage darauf, nach vorheriger Anmeldung durch einen Reisemarschall, ein ungefähr vierzigjähriger Mann mit edelgeschnittenem Gesicht, aus welchem die hellen Augen mit gewinnender Freundlichkeit schauten. Der Fremde war in einen Reiseanzug aus feinem englischen Tuch gekleidet und nannte sich Graf Falkenhain. Kein Zweifel, das war Kaiser Joseph II. Er sah den Bildern, die man von dem Monarchen kannte, sehr ähnlich; gesehen hatte den Kaiser allerdings noch niemand in diesem weltentlegenen Orte, aber die Ähnlichkeit, die besonderen Umstände und dann der Brief sagten genug.

Der Justizreferent, ganz Feuer und Flamme, bat die Anwesenden vorstellen zu dürfen.

„Kapitän v. Wimmer vom Nesselrodeschen Freikorps."

„Die Freikorps hat der Kaiser aufgelöst!" betonte Graf Falkenhain.

„Ich bewerbe mich um ein Patent in der Armee," versetzte der Kapitän.

„So? Schön. Ich glaube, es wird viel Protektion dazu gehören, denn der Kaiser gedenkt die Armee bedeutend zu reduzieren. Übrigens hoffen Sie, Herr Kapitän — wenden Sie sich an den Kaiser, er ist in der Nähe — hm — in Prag."

„Der Herr Administrator des Stiftes," fuhr der Baron in der Vorstellung fort.

Graf Falkenhain zeigte sich sehr genau unterrichtet über die Geschichte des alten Stiftes, das die böhmische Königin Gertrude schon 1144 für vornehme Damen gegründet hatte.

„Schade um das Kloster," meinte er, „der Kaiser will es, glaube ich, aufheben."

„Das wäre ein fürchterlicher Schlag für uns."

„Je nun, vielleicht denkt Seine Majestät doch anders oder er läßt sich umstimmen, wenn man ihm die Verhältnisse entsprechend darstellt."

„Wir würden gern jedes Opfer bringen."

„Wie reich ist das Kloster?" fragte Graf Falkenhain den Justizreferenten.

„Der Grundbesitz beträgt an zehntausend Katastraljoch."

Der Graf dachte einen Moment nach, dann wandte er sich plötzlich an die junge Dame, die der Baron als sein Mündel vorstellte.

„Ach, auch solche Blumen wachsen im Banne des Stiftes?" Mit gemachter Bewunderung ruhte sein Auge auf den Zügen der Baronesse. „Und hat diese Blüte wohl schon ihren Gärtner gefunden? — Den wackeren Kapitän da? — Ich verstehe! Wenn ich Kaiser wäre, ich würde ihn sogar in meine Garde aufnehmen, um seine Frau wenigstens in meiner Nähe zu haben."

Das Kompliment war stark, aber alle waren glücklich darüber, nur Wimmer runzelte die Augenbrauen.

„Nun, ich habe vielleicht Verbindungen bei Hofe," fuhr Graf Falkenhain fort. „Ich will aber vorher meinen Lohn haben." Er beugte sich zu der feinen blassen Hand des Fräuleins und küßte sie galant und doch innig und lange.

Beim Abendmahl führte der Gast die Baronesse zu Tisch. Der Graf ging liebenswürdig auf alle Gewohnheiten des Hauses ein, ja als er erfuhr, daß der Baron Abends gerne ein Spielchen mache, war er sofort auch dabei und entzückte alle durch seine Laune, seinen Witz und eine ungezwungene Leutseligkeit. Wimmer aber fand sich als fünfter überflüssig, ging leise davon, und niemand bemerkte seine Abwesenheit.

Als beim Spiel der Graf die Dame seiner Partnerin mit dem König stechen sollte, bemerkte er: „Im Leben ist das anders, da ist die Dame Regent." —

Nach zwei Tagen, während welcher Zeit der Graf in der Stiftsequipage herumfuhr, oder mit seinem Reisemarschall emsig auf seinen Zimmern arbeitete, bat er den Administrator, ihm das Kloster zu zeigen.

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen," sagte er dabei, „daß das Stift aufgehoben wird; weniger wegen dessen Zwecklosigkeit, als hauptsächlich des Prinzipes wegen, denn der Staat braucht Geld."

Der Administrator faßte sich ein Herz,

fiel auf die Kniee und rief: „Muß es denn sein? O Majestät!"

„Pst!" wehrte der Graf erschrocken ab; „was sagen Sie da? Sie verkennen mich. Ich bin der Graf Falkenhain und weiter nichts. Wohl verstanden! Graf Falkenhain — aber Sie können mir alles sagen, was Sie in diesem Falle Seiner Majestät sagen würden."

„Herr Graf!" flehte der Administrator. „Herr Graf haben vorgestern von Opfern gesprochen. Meine Obern haben mich bevollmächtigt —"

Der Graf winkte die zögernd vorgebrachte Rede ab und reichte dem Administrator zwei Dokumente, die von der Kabinettskanzlei ausgestellt und von Joseph II. unterzeichnet waren. Das eine enthielt den Vorschlag an die Prälatur, den Bestand des Doxaner Stiftes durch eine Zahlung von vierundachtzigtausend Gulden in zwölf Monatsraten zur Förderung des Festungsbaues von Theresienstadt zu sichern, das zweite den Befehl, die erste Rate — siebentausend Gulden — sofort an den Feldmarschalleutnant Karl Niklas v. Steinmetz, Baudirektor in Theresienstadt, zu zahlen.

„Wenn es dem Kloster recht ist — und es muß ihm recht sein," setzte der Graf hinzu, „so senden Sie noch heute die erste Rate durch meinen Reisemarschall an Steinmetz. Seine Quittung diene Ihnen als Deckung."

Da half kein langes Reden mehr, der Mann, der da sprach, war nicht der liebenswürdige Graf Falkenhain, nein — ein Mann, der zum Befehlen geboren schien.

Abends buchte der Administrator die Quittung des Reisemarschalls. —

Im Heimgehen begegnete der Graf Alma und plauderte herablassend mit ihr. „Wissen Sie, Baronesse," meinte er, „daß Sie mit der verstorbenen Gemahlin des Kaisers, Isabella von Parma, eine bedeutende Ähnlichkeit haben?"

„In der Tat?" entgegnete die eitle Dame geschmeichelt.

„In der Tat. Der Kaiser hat zwar ein zweites Mal geheiratet — Staatsräson — mein Gott! aber wer einmal Isabella geliebt hat, kann sich nur noch an ihrem Ebenbild erlaben. Gerade so wie Sie war die Verklärte — gerade so." Er neigte sich zu ihr, umfaßte die verschämt Widerstrebende und drückte sie an seine Brust.

Versunken in sein leidenschaftliches Tun, bemerkte er nicht, daß der Kapitän vor ihnen stand.

„So ehrt man das Gastrecht?" rief dieser mit unterdrücktem Zorn.

Der Graf befreite die Baronesse aus seiner Umarmung, und seine Lippen verzogen sich unwillkürlich zu einem leise gemurmelten Fluche. Aber er bezwang sich, und mit geheucheltem Gleichmut sich an den unliebsamen Störer wendend, rief er: „Ach, Sie sind besorgt um Ihre Braut —"

„Sie war meine Braut, Herr Graf!" grollte Wimmer dumpf.

„Sie ist — und bleibt Ihre Braut, mein Herr!" erhob der Graf strenge und befehlend seine Stimme. „Meine Berührung befleckt nicht, merken Sie sich das, Herr Kapitän. Übrigens — wenn Sie wollen — auch Oberst," setzte er beschwichtigend hinzu.

Wimmer rührte sich nicht. „Ich erlaube mir, anderer Ansicht zu sein," sprach er fest, „auch in dem Punkte, ob Graf Falkenhain das Recht hat, mich mit Titeln zu belohnen, für die ich offenbar keine Verdienste habe. Ich danke für solche Bezahlung einer Ehrenkränkung, für die ich von jedem anderen ritterliche Genugtuung fordern würde." Er verbeugte sich stumm und entfernte sich mit festen Schritten.

„Lassen Sie den Trotzkopf, teure Baronesse, er wird noch auf den Knieen um Ihre Gnade winseln. Ich werde Sie hoch, hoch erheben. Ich muß den Ort hier freilich bald verlassen; aber ich sage: Auf Wiedersehen! Und diesen Ring tausche ich mir von Ihnen zum Andenken ein," beschwichtigte der Graf die bestürzte Dame, zog ihr den schweren Goldreif mit dem großen Brillanten vom Finger und steckte ihr einen zierlichen Ring mit einem funkelnden Smaragd an, der von kleinen Brillanten umgeben war. „Und nun noch einmal: Auf Wiedersehen, süße Alma!"

Darauf suchte er den Justizreferenten auf. „Zwingende Verhältnisse, Herr Baron, bestimmen mich, noch diesen Abend abzureisen, wiewohl mein Aufenthalt an dieser gastfreundlichen Stätte auf länger projektiert war," begann er. „Ich habe meine Gründe, vorerst nicht nach Prag zurückzureisen, sondern noch einige Besitzungen und Ämter nördlich der Elbe zu besehen. Ich habe das Bedürfnis, viele glücklich zu machen — Baronesse Alma dürfte Ihnen das erklären. Da ich aber momentan nicht über die nötige Summe verfüge, würde ich Sie bitten, mir einen Mann zu nennen, der diesen Kreditbrief auf die Bankanstalt in Prag vorläufig honorieren könnte. Er lautet auf tausend Dukaten. Ich pflege bei meinen kleinen Reisen nicht viel bare Münze mitzunehmen."

Der Justizreferent warf nur einen kurzen Blick auf das gestempelte Dokument, wie er schon deren ähnliche in Händen gehabt; er fand es richtig und dies um so mehr, als er bemerkte, daß dieser Kreditbrief für die Person des Kaisers selbst ausgestellt war. Hierdurch schien auch das Inkognito gelüftet.

„Majestät!" stammelte der Beamte.

Allein der Gast unterbrach ihn barsch. „Nichts von Majestät! — Graf Falkenhain, wenn ich bitten darf!"

„Die herrschaftliche Kasse wird es sich zur Ehre rechnen, dieses kostbare Dokument einzuwechseln," setzte devot der Baron ein.

„Dann wollen Sie das möglichst rasch besorgen und das Geld meinem Reisemarschall übergeben. Und nun danke ich bestens für Ihre Gastfreundschaft, sie soll Ihnen kaiserlich vergolten werden." — —

Eine halbe Stunde später — schon brach die Dämmerung ein — stand die herrschaftliche Equipage im Hofe, welche den hohen Gast entführte.

Als der Wagen spät Abends zurückkam, erzählte der reichbeschenkte Kutscher, daß hinter Leitmeritz ein leichter Jagdwagen gehalten habe, welcher den hohen Herrn und seinen Begleiter zur Weiterfahrt aufgenommen.

„Er hat uns zwar tüchtig geschröpft, aber das Stift bleibt erhalten," meinte der Administrator zum Justizreferenten.

„Ein ganz guter Ausweg; ich kann mich auch nicht beklagen. Vielleicht steige ich einmal noch höher," entgegnete dieser.

Nur Kapitän Wimmer war unzufrieden. Er löste die Verlobung mit Alma auf, schied aber von ihrem Vormund in leidlich gutem Einvernehmen; ja, er erbot sich, gelegentlich seiner Abreise nach Prag, den Kreditbrief bei der Bank einzulösen.

Spät in der Nacht desselben Tages kam ein Kurier auf total abgehetztem Pferde und brachte dem aus dem Schlaf gescheuchten Justizreferenten ein kurzes, aber inhaltschweres Schreiben von Wimmer aus Prag.

„Der Kaiser," hieß es darin, „hat in den letzten Tagen Prag gar nicht verlassen; der Kreditbrief ist eine Fälschung, und ich selbst werde als verdächtig vom Gerichte in Prag zurückgehalten."

Das war eine böse Nacht für die drei beteiligten Bewohner des Stiftes. Am nächsten Morgen war auch schon eine Gerichtskommission da. Sie konnte nur feststellen, daß auch die Quittung des Kommandanten von Theresienstadt gefälscht war.

Telegraphen und Eisenbahnen gab es damals nicht, und die berittenen Kreisdragoner verloren bald die Spuren der Flüchtlinge.

Der Verdacht, den kühnen Betrug ausgeführt zu haben, lag dringend auf einem sehr tüchtigen und federgewandten Beamten der böhmischen Hofkanzlei, welcher einige Zeit vorher wegen verschiedener Unterschleife entlassen worden war. Aber er blieb verschollen.

Erst fünf Jahre später kam der kostbare Verlobungsring Almas wieder zum Vorschein, bis dahin hatte er aber so oft den Besitzer gewechselt, daß auch er auf keine Spur mehr führte. Der Ring, den die Baronesse dafür eingetauscht hatte, war wertloses Metall mit nachgemachten Steinen.

Der wahre und echte Kaiser Joseph II. kam wenige Tage später, als er nach Theresienstadt reiste, nach Doxan und übernachtete auch daselbst. Das Stift wurde trotz aller Bitten aufgehoben, und der Justizreferent entlassen.

Großmütig ersetzte Wimmer die Schuld desselben an die herrschaftliche Kasse, aber die Versöhnungsversuche Almas lehnte er beharrlich ab. Schließlich fand sie doch noch einen Eheherrn, den Baron v. Kaisersfeld.

Wimmer trat in die Armee ein und erwarb um das Jahr 1790 als Oberst die Herrschaft Doxan. Er starb 1822, nachdem er schon 1804 die Herrschaft an die ständische Familie v. Ährenthal abgetreten, in deren Besitze sie noch jetzt ist.

Mannigfaltiges.

Der kleine Maler. — An der Wohnung des Direktors der Münchener Akademie, Peter v. Cornelius, klingelte es eines Morgens im Jahre 1840. Es war ein kleiner Bursche von etwa zehn Jahren; er trug eine Jacke von schwarzem Samt, ein schwarzes Samtbarett und einen weißen Halskragen, dazu langes, gelocktes Haar. Als das Dienstmädchen öffnete, fragte er: „Ist der Herr Direktör zu sprechen?"

„Na, der Herr Direktor is net z' Haus. Wos willst denn von ihm, Kloaner?"

Während dieser verlegen sein Barett zwischen den Händen drehte, trat die Gattin des berühmten Malers auf den Vorsaal. Sie neigte sich freundlich zu dem hübschen Knaben nieder und sagte: „Mein Mann ist nicht da, kommt aber bald. Wenn du auf ihn warten willst, so komm nur herein!"

Sie ging voran, der Kleine hinter ihr her in ihr Zimmer, und bald waren beide in einem lebhaften Gespräche begriffen. Der Frau Direktor gefielen die kurzen und doch geistvollen Antworten ihres kleinen Besuchers; sie plauderte gemütlich mit ihm, nahm ihn endlich auf ihren Schoß und gab ihm einen herzlichen Kuß. In demselben Augenblick öffnete sich die Tür, und Cornelius trat ein. Lachend blickte er auf die kleine Szene und rief: „Ei, ei, lieber Preyer, Sie haben sich ja rasch bei meiner Frau in Gunst gesetzt!"

Frau Cornelius stieß einen entsetzten Schrei aus, sprang auf, wobei Herr Preyer auf den Teppich kollerte, und verschwand im Nebenzimmer.

Lachend half Cornelius dem kleinen Maler beim Aufstehen und sagte: „Nun, wie geht's in Düsseldorf? Sie bleiben doch zum Mittagessen? — Aber erlauben Sie, daß ich zuerst meine Frau beruhige!"

Nach einiger Zeit erschien hoch errötend die Frau Direktor, und Cornelius stellte vor: „Herr Johann Wilhelm Preyer, der bekannte Stilllebenmaler und mein früherer Schüler in Düsseldorf, von freilich sehr jugendlichem Aussehen, aber — wann sind Sie eigentlich geboren, lieber Preyer?"

„Am 19. Juni 1803, Herr Direktor."

„Nun, siehst du, liebe Frau — mit siebenunddreißig Jahren pflegt man die Kinderschuhe ausgetreten zu haben."

„O, um den *erhaltenen* Preis würde ich gerne noch darin *stecken*," sagte der galante kleine Maler († 1889 in Düsseldorf). [D.]

Verbotene Weihnachten. — In dem sogenannten „langen Parlament", das am 3. November 1640 von König Karl I. von England einberufen worden war, bildeten die Puritaner die Mehrheit. Diese engherzige Partei setzte es durch, daß nicht allein alle bisher gefeierten kirchlichen Feste verboten wurden, sondern auch daß jeder letzte Mittwoch im Monat als ein strenger Fasttag gehalten werden sollte. Als nun das Weihnachtsfest des Jahres 1644 auf diesen Mittwoch fiel, ordnete das Parlament an, daß auch dieser Tag nicht gefeiert, sondern wie üblich als Fasttag zu halten sei.

Aber ein solches Fest zu verbieten und dieses Verbot durchzusetzen, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Es gab viele Bürger, denen es durchaus gleichgültig war, ob sie vom König oder vom Parlament regiert wurden; aber es war ihnen keineswegs einerlei, wie man in ihre Rechte, Feiertage zu halten, eingriff. Und sie waren bereit, sich den Verordnungen des Parlaments mit Gewalt zu widersetzen. Es war befohlen worden, die Läden offen zu halten, aber nur wenige folgten diesem Gebot, und diese hatten es zu bereuen, denn sie wurden vom Volk ausgeplündert. Die meisten Kirchen waren geschlossen, und nur in wenigen wagten es mutige Geistliche, die Kanzel zu besteigen. In der Kirche St. Margareta Westminster wurde nicht nur gepredigt, sondern man hatte auch den Altar und die Kanzel wie üblich mit Tannenzweigen, Immergrün und Rosmarin geschmückt. Natürlich wurde der Geistliche, der Kirchenvorstand und der Kirchendiener verhaftet. Aber eine große Volksmenge, die den Gefangenen gefolgt war, nahm eine solch drohende Haltung an, daß der Richter vorzog, sie mit einer Verwarnung zu entlassen.

Als sich in den folgenden Jahren nun stets die Aufruhrszenen wiederholten, beschloß das Parlament 1652, das Weihnachtsfest ganz abzuschaffen, und ordnete an, daß an diesem Tage ein öffentlicher Markt abgehalten werden sollte. Die Läden der Kaufleute sollten durch Soldaten beschützt werden, und das Parlament selbst gab das Beispiel zum Nichtfeiern, indem es am Weihnachtsfeiertag eine Sitzung abhielt. Aber dieses Beispiel wurde nicht beachtet, die Bürger schlossen ihre Läden und gingen in die Tavernen und Bierhäuser. Im Jahre 1657 verbot Cromwell das Predigen in den Kirchen an Weihnachts-, Oster- und Pfingsttagen strengstens; aber es fanden sich immer tapfere Geistliche, die diesem Verbot zu trotzen wagten. Aber nun bestürmte ein wahrer Rattenkönig von Petitionen das Parlament. Die Lehrlinge und Dienstboten baten um Wiedereinsetzung der alten Feiertage, weil sie durch Verlust derselben um ihre althergebrachten Erholungstage gebracht worden seien. Die Diener, Kutscher, Dienstmädchen, Köchinnen beklagten sich, daß sie durch Aufhebung des Weihnachtsfestes um ihre Christbescherung gekommen seien, und baten um Ersatz. Die Spezereihändler jammerten, sie seien ruiniert, weil, da keine Feiertage mehr seien, auch keine Gewürze und Delikatessen gekauft würden. Die Seidenhändler verkauften keine Seide, die Kürschner kein Pelzwerk, die Goldschmiede keinen Schmuck mehr; kurz, alle Gilden und Zünfte sandten Petitionen.

Aber alle blieben bei dem starrsinnigen Cromwell ohne Erfolg, bis auf die der Lehrlinge. Er ordnete an, daß für Schüler, Dienstboten und Lehrlinge jeder zweite Dienstag im Monat als Feiertag gehalten werden sollte. So blieb es, bis endlich die Thronbesteigung Karls II. im Jahre 1660 diesem Zustande ein Ende bereitete, und das Weihnachtsfest nach einer fast zwanzigjährigen Pause wieder eingeführt und mit Freuden gefeiert wurde. [W. Stelljes.]

Humoristisches.



Vergleich.

Radfahrerin: Wie reizend das Dörfchen daliegt!

Leutnant in Zivil (stürzend): Äh, dito!



Dämpfer.

Herr (beim Heiratsvermittler): Wie steht's mit Fräulein Amalia?

Heiratsvermittler: Vierzig.

Herr: Sapperlot! Vierzigtausend?

Heiratsvermittler: Nein, Jahre.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 51.

Anagramm.

Zu schaun ist's oft am Dache hoch,
In manchem Baum und Felsenloch;
Vertauschst die Silben du jedoch,
So siehst du es viel höher noch.

Auflösung folgt in Nr. 51.

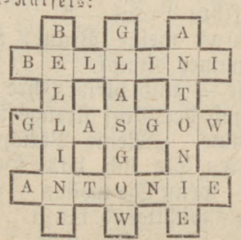
Wechsel-Rätsel.

An Bäumen wird's mit **B** gefunden,
Mit **G** wird's oft mit Haus verbunden,
Mit **H** es oftmals Schaden bringt,
Mit **L** der Dampf es leicht bezwingt,
Mit **M** macht's dick und ist doch schlank,
Mit **N** erquickt's bei frischem Trank.

Auflösung folgt in Nr. 51.

Auflösungen von Nr. 49:

des Leisten-Rätsels:



	B		G		A	
B	E	L	L	I	N	I
	L		A		T	
G	L	A	S	G	O	W
	I		G		N	
A	N	T	O	N	I	E
	I		W		E	

des Silben-Rätsels: 1. **Almosen**, 2. **Narzisse**, 3. **Dollart**, 4. **Eitelkeit**, 5. **Rigi**, 6. **Elias**, 7. **Zoologie**, 8. **Elentier**, 9. **Infanterie**, 10. **Theobald**, 11. **Eisenbahn**, 12. **Niagara** = Andere Zeiten — andere Sitten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.